

Julie Orringer



Die unsichtbare Brücke

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Andrea Fischer

Kiepenheuer & Witsch

Abdruck des Gedichts »Alle Fille« mit freundlicher
Genehmigung des Suhrkamp Verlags: Wislawa Szymborska,
Die Gedichte, Herausgegeben und übertragen von Carl Dedecius,
Frankfurt am Main, 1997, S. 141.

Abdruck aus »Unerzählt« mit freundlicher Genehmigung des
Hanser Verlags: W. G. Sebald, Unerzählt, Mit Radierungen von Jan Peter Tripp,
Mit einem Gedicht von Hans Magnus Enzensberger und einem Nachwort
von Andrea Köhler, © 2003 Carl Hanser Verlag München.

Abdruck aus »Ansichtskarten« mit freundlicher Genehmigung von:
Miklós Radnóti, Ansichtskarten, Nachdichtung und Nachwort von
Franz Fühmann, Verlag Volk und Welt, Berlin, 1967, S. 90.

1. Auflage 2011

Titel der Originalausgabe: *The Invisible Bridge*

Copyright © 2010 by Julie Orringer

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Andrea Fischer

© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture / Millennium / Joaquin Quintero

Autorenfoto: © Jerry Bauer

Gesetzt aus der Bembo

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04300-6

1.

Ein Brief

SPÄTER WÜRDE ER IHR ERZÄHLEN, dass ihrer aller Geschichte in der königlich-ungarischen Oper begonnen habe, am Vorabend seiner Abreise mit dem Westeuropa-Express nach Paris. Es war das Jahr 1937, der Monat September, der Abend ungewöhnlich kühl. Sein Bruder hatte darauf bestanden, ihn zum Abschied in die Oper einzuladen. Auf dem Programm stand *Tosca*, sie hatten Plätze ganz weit oben. Die drei Marmorbögen der Fassade, die korinthischen Säulen, die heroischen Statuen im Hauptgesims – nicht für sie. Für sie gab es einen bescheidenen Nebeneingang mit einem rotgesichtigen Kartenabreißer, einen abgewetzten Holzboden und abblätternde Opernplakate an den Wänden. Junge Mädchen in knielangen Kleidern stiegen Arm in Arm mit jungen Männern in fadenscheinigen Anzügen die Stufen hinauf; Pensionäre im Streit mit ihren grauhaarigen Ehefrauen schlurften die fünf schmalen Treppen empor. Oben dann ein fröhliches Geklitze: der mit Spiegeln und Holzbänken gesäumte Erfrischungssalon, die Luft neblig vor Zigarettenqualm. Eine Tür am hinteren Ende führte in den Konzertsaal, in diese gewaltige, elektrisch beleuchtete Höhle mit ihrem Deckenfresko aus griechischen Gottheiten und den mit Goldvoluten geschmückten Rängen. Andras hätte sich nie träumen lassen, hier jemals eine Oper zu sehen, und es wäre auch nie dazu gekommen, wenn Tibor nicht die Karten gekauft hätte. Doch Tibor war der Meinung, zu einem Aufenthalt in Budapest gehöre mindestens ein Abend Puccini im Operaház. In diesem Moment beugte sich Tibor über das Geländer und zeigte Andras die Loge von Admiral Horthy, die allerdings bis auf einen alten General in Husarenjacke verlassen war. Tief unten geleiteten Platzanweiser im

Smoking die Herrschaften zu ihren Sitzen, Männer in Abendgarderobe, das Haar der Frauen funkelnd vor Schmuck.

»Wenn Mátyás das doch sehen könnte«, sagte Andras.

»Das wird er noch, Andráska. Er kommt nach Budapest, wenn er sein Abitur hat. Und ein Jahr später wird ihm die Stadt zum Hals heraushängen.«

Andras musste lächeln. Tibor und er waren nach Budapest gezogen, kurz nachdem sie den Abschluss am Gimnázium in Debrecen gemacht hatten. Aufgewachsen waren die drei Brüder in Konyár, einem kleinen Dorf in der nördlichen Tiefebene, und auch für die beiden Älteren war die Hauptstadt einst der Mittelpunkt der Welt gewesen. Jetzt plante Tibor, zum Medizinstudium nach Italien zu gehen, und Andras, der erst seit einem Jahr in Budapest war, würde am nächsten Tag zu einer Hochschule in Paris aufbrechen. Bis die Nachricht von der École Spéciale d'Architecture gekommen war, hatten alle gedacht, Tibor würde als Erster der beiden fortziehen. In den letzten drei Jahren hatte er als Verkäufer in einem Schuhgeschäft auf der Váci utca gearbeitet, Geld für das Studium zur Seite gelegt und nachts so verbissen über seinen medizinischen Lehrbüchern gebrütet, als stehe sein eigenes Leben auf dem Spiel. Als Andras ein Jahr zuvor bei Tibor eingezogen war, schien die Abreise des großen Bruders kurz bevorzustehen. Tibor hatte die Zulassungsprüfungen bereits bestanden und seine Bewerbung an die Medizinische Fakultät in Modena geschickt. Er vermutete, es würde etwa sechs Monate dauern, bis er angenommen wurde und sein Studentenvisum bekam. Doch dann hatte die Universität ihn auf eine Warteliste für ausländische Studenten gesetzt, und ihm war mitgeteilt worden, dass bis zu seiner Immatrikulation noch ein oder zwei Jahre vergehen könnten.

Seit der Nachricht von Andras' Stipendium hatte Tibor noch kein Wort über seine eigene Situation verloren, nicht die Spur von Neid erkennen lassen. Stattdessen hatte er Opernkarten gekauft und Andras bei den Reisevorbereitungen geholfen. Als nun das Licht schwächer wurde und das Orchester mit dem Stimmen der Instrumente begann, schämte Andras sich insgeheim: Obwohl er wusste, dass er sich bei umgekehrter Ausgangslage auch

für Tibor freuen würde, war ihm klar, dass er dennoch seinen Neid wohl nur schwer würde verbergen können.

Aus einer Tür neben dem Orchestergraben kam ein großer, spindeldürrer Mann mit flammender weißer Haarpracht ins Scheinwerferlicht. Begleitet von anerkennenden Rufen aus dem Publikum trat er ans Pult. Er musste sich noch dreimal verbeugen und kapitulierend die Hände in die Luft recken, ehe es ruhig wurde; dann drehte er sich zu den Musikern um und hob den Dirigentenstab. Nach einem Augenblick gespannter Stille brach das Brausen der Blechblas- und Streichinstrumente los, und ihr mächtiger Klang erfüllte Andras' Brustkorb, dass ihm fast die Luft wegblieb. Der Samtvorhang hob sich und gab den Blick frei auf das Innere einer italienischen Kathedrale, perfekt wiedergegeben bis ins kleinste Detail. Durch Bleiglasfenster fielen bernsteingelbe und azurblaue Lichtstrahlen, und das halb fertige Fresko von Maria Magdalena leuchtete geisterhaft auf einer Gipswand. Ein Mann in gestreifter Häftlingskleidung schlich in die Kirche und versteckte sich in einer der dunklen Seitenkapellen. Ein Maler kam herein und arbeitete am Fresko, gefolgt von einem Mesner, der penibel darauf achtete, dass der Maler vor dem nächsten Gottesdienst seine Pinsel und Tücher wegräumte. Dann trat die Operndiva Tosca auf, das Modell für die Maria Magdalena. Die karmesinroten Röcke rauschten um ihre Knöchel. Gesang stieg empor und schwebte unter der bemalten Kuppel des Operaház: der klarinettengeleiche Tenor des Malers Cavaradossi, der volltönende Bass des flüchtigen Angelotti, der aprikosenwarme Sopran der fiktiven Diva Tosca, verkörpert durch die ungarische Diva Zsuzsa Toronyi. Der Klang war so dicht, so greifbar, dass Andras das Gefühl hatte, ihn mit den Händen fassen zu können, wenn er sich über die Brüstung lehnte. Das Gebäude selbst war zu einem Instrument geworden, dachte er: Die Architektur weitete und perfektionierte den Klang, unterstrich und umschloss ihn.

»Das werde ich nie vergessen«, flüsterte Andras seinem Bruder zu.

»Das will ich dir auch geraten haben«, wisperte Tibor zurück. »Ich erwarte von dir, dass du mich in die Oper ausführst, wenn ich dich in Paris besuche.«

In der Pause tranken sie im Erfrischungssalon kleine Tassen schwarzen Kaffee und unterhielten sich über das, was sie gesehen hatten. Weigerte sich der Maler eher aus selbstloser Treue oder aus selbstherrlichem Wagemut, seinen Freund zu verraten? Sublimierte die Folter, die er deshalb über sich ergehen lassen musste, sein sexuelles Begehren, seine Fixiertheit auf Tosca? Hätte Tosca Scarpia auch dann erstochen, wenn ihr das Melodramatische durch ihren Beruf nicht in Fleisch und Blut übergegangen wäre? Dieser Gedankenaustausch hatte etwas Bittersüßes für Andras; stundenlang hatte er als kleiner Junge zugehört, wenn Tibor mit seinen Freunden über Philosophie, Sport oder Literatur diskutierte, und sich nach dem Tag gesehnt, wenn er eine Bemerkung machen würde, die Tibor geistreich oder zutreffend fand. Doch nun, da er dem großen Bruder ebenbürtig war, zumindest annähernd, ging er selbst fort, stieg in einen Zug, der ihn Tausende von Kilometern in die Ferne trug.

»Was hast du?«, fragte Tibor und legte Andras die Hand auf den Arm.

»Zu viel Rauch«, sagte er hustend und wich Tibors Blick aus. Er war erleichtert, als die flackernden Lampen das Ende der Pause ankündigten.

Nach dem dritten Akt und zahllosen Vorhängen – Tosca und Cavaradossi wunderbarerweise von den Toten auferstanden, der böse Scarpia süß lächelnd mit einem Armvoll roter Rosen – drängten Andras und Tibor auf den Ausgang zu und schoben sich die überfüllte Treppe hinunter. Draußen waren über dem fahlen Licht der Stadt nur schwach einige Sterne zu sehen. Tibor nahm Andras am Arm und führte ihn nach vorn zur Andrassy-Seite des Gebäudes, wo nach und nach die Stammesbesucher vom ersten Rang und Parkett durch die drei Marmorbögen des Haupteingangs nach draußen traten.

»Ich möchte, dass du dir das Foyer anschaust«, sagte er. »Wir sagen dem Platzanweiser einfach, wir hätten etwas vergessen.«

Andras folgte Tibor durch den mittleren Marmorbogen in die kronleuchterhelle Eingangshalle, wo eine Marmortreppe ihre Flügel bis zur Galerie spannte. Herren und Damen in Abend-

kleidung schritten herab, doch Andras hatte nur Augen für die Architektur: das Eierstabmuster entlang der Treppe, das Kreuzgewölbe darüber, die grau-goldenen korinthischen Säulen, die die Galerie trugen. Miklos Ybl, ein Ungar aus Székesfehérvár, hatte mit seinem Entwurf die internationale Ausschreibung für das Opernhaus gewonnen; Andras' Vater hatte seinem Sohn zum achten Geburtstag ein Buch mit Ybls Zeichnungen geschenkt; viele Nachmittage hatte Andras damit verbracht, das Bauwerk zu studieren. Während das Publikum um ihn herum auf die Straße drängte, staunte er hinauf in das Deckengewölbe und war derart vertieft in den Vergleich dieser dreidimensionalen Version mit den filigranen Zeichnungen in seinem Gedächtnis, dass er kaum wahrnahm, wie jemand vor ihm stehen blieb und ihn ansprach. Er musste blinzeln und sich bewusst auf die Person konzentrieren, eine imposante Dame in aufgeplustertem Zobelmantel, der er offenbar im Weg stand. Andras verbeugte sich und trat beiseite.

»Nein, nein«, sagte sie. »Sie stehen genau dort, wo Sie sein sollen. Welch ein Glück, Sie hier zu treffen! Ich hätte nicht gewusst, wie ich Sie sonst hätte ausfindig machen sollen.«

Andras versuchte sich zu erinnern, wann und wo er diese Dame kennengelernt haben mochte. Eine Diamantkette funkelte um ihren Hals, unter ihrem fellgefütterten Mantel schaute der Rock eines rosensfarbenen Seidenkleids hervor; ihr dunkles Haar war zu einer Kappe eng anliegender Locken gesteckt. Sie führte ihn am Arm hinaus zur Eingangstreppe.

»Das waren Sie doch letztes in der Bank, oder?«, fragte die Dame. »Sie waren das mit dem Umschlag voller Francs.«

Jetzt erkannte Andras sie wieder: Es war Elza Hász, die Gattin des Bankdirektors. Andras hatte sie einige Male in der großen Synagoge auf der Dohány utca gesehen, wo Tibor und er gelegentlich freitagabends den Gottesdienst besuchten. Vor Kurzem war Andras in der Bank mit ihr zusammengestoßen, als sie die Eingangshalle durchquerte; sie hatte ihre gestreifte Hutschachtel fallen lassen, ihm war der Umschlag mit den Franc-Scheinen aus der Hand gerutscht. Der Umschlag hatte sich geöffnet, und die rosagrünen Banknoten waren wie Herbstlaub um ihre Füße

geflattert. Andras hatte die Hutschachtel aufgehoben, sie Frau Hász zurückgereicht und beobachtet, wie sie durch eine Tür mit der Aufschrift PRIVAT verschwand.

»Sie sehen aus, als wären Sie ungefähr im Alter meines Sohnes«, sagte sie nun. »Und aus der Währung Ihres Geldes schließe ich, dass Sie auf dem Weg zum Studium nach Paris sind.«

»Morgen Nachmittag«, sagte Andras.

»Sie müssen mir einen großen Gefallen tun. Mein Sohn studiert an der Beaux-Arts, und ich möchte gerne, dass Sie ein Paket für ihn mitnehmen, eine kleine Kiste. Wäre das eine allzu schlimme Zumutung?«

Es dauerte eine Weile, ehe Andras antworten konnte. Die Zusage, ein Paket nach Paris zu befördern, bedeutete einzustehen, dass er tatsächlich ging, dass er seine Brüder, seine Eltern und sein Land hinter sich lassen und in die unbekannte Weite Westeuropas aufbrechen würde.

»Wo wohnt Ihr Sohn denn?«, fragte er.

»Im Quartier Latin natürlich«, sagte sie lachend. »In einer Mansardenwohnung, nicht in so einer hübschen Villa wie unser Cavaradossi. Obwohl er schreibt, er hätte heißes Wasser und einen Blick aufs Panthéon. Ach, da kommt der Wagen!« Eine graue Limousine fuhr vor, und Frau Hász hob den Arm, um dem Chauffeur ein Zeichen zu geben. »Kommen Sie morgen Vormittag vorbei. Benczúr utca 26. Ich werde alles bereithalten.« Sie zog den Kragen ihres Mantels enger und hastete hinunter zum Wagen, ohne Andras noch eines Blickes zu würdigen.

»Na!«, sagte Tibor und gesellte sich zu Andras auf der Treppe. »Du erzählst mir bestimmt, was das gerade war.«

»Ich soll mich als internationaler Kurier betätigen. Madame Hász möchte, dass ich ihrem Sohn in Paris ein Paket übergebe. Sie hat mich letztens in der Bank gesehen, als ich Geld gewechselt habe.«

»Hast du zugesagt?«

»Ja.«

Tibor seufzte und blickte hinüber zu den gelben Straßenbahnen, die den Boulevard entlangfuhren. »Es wird hier bestimmt schrecklich langweilig ohne dich, Andráska.«

»Blödsinn! Ich wette, es dauert keine Woche, und du hast eine Freundin.«

»Na, klar! Die Mädchen sind ganz verrückt nach einem armen Schuhverkäufer.«

Andras grinste. »Na endlich, ein wenig Selbstmitleid! Ich bin schon langsam verzweifelt, weil du so großzügig und verständnisvoll bist.«

»Ganz und gar nicht. Ich könnte dich umbringen. Aber was würde das nützen? Dann würde keiner von uns beiden ins Ausland kommen.« Tibor grinste, doch seine Augen hinter dem silbernen Brillengestell waren ernst. Er hakte sich bei Andras unter und führte ihn, einige Takte der Ouvertüre summend, die Stufen hinab. Es waren nur drei Querstraßen bis zu ihrem Haus auf der Hársfa utca; vor der Tür blieben sie stehen und sogen noch einmal die Nachtluft ein, ehe sie zu ihrer Wohnung hinaufstiegen. Der Himmel über dem Operaház hinter ihnen war blassorange vom Streulicht, das Echo der Straßenbahnglocken klang vom Boulevard herüber. Im Halbdunkel fand Andras Tibor so schön wie einen Filmstar, keck, wie er den Hut auf den Kopf gesetzt und sich den weißen seidenen Abendschal über die Schulter geworfen hatte. In diesem Moment sah sein Bruder aus wie ein Mann, der ein aufregendes, unkonventionelles Leben vor sich hatte, ein Mann, der viel besser als Andras geeignet war, in einem fremden Land aus einem Eisenbahnwaggon zu steigen, um dort sein Glück zu machen. Dann zog Tibor zwinkernd den Schlüssel aus der Tasche, und einen Augenblick später jagten sie die Treppen hinauf wie Schuljungen.

Frau Hász wohnte in der Nähe des Városliget, des Stadtparks mit seiner Märchenburg und der weitläufigen Badeanstalt. Das Haus auf der Benczúr utca war eine Villa im italienischen Stil mit cremefarbenem Stuck, auf drei Seiten von einem verborgenen Garten umgeben; hinter einer weißen Steinmauer erhoben sich die Wipfel von Spalierbäumen. Andras konnte das schwache Plätschern eines Springbrunnens ausmachen und das Kratzen eines Gärtnerrechens. Er fand es schwer vorstellbar, dass hier Juden lebten, doch am Eingang war eine Mesusa an

den Türrahmen genagelt – ein von goldenem Efeu umrankter silberner Zylinder. Als Andras auf die Klingel drückte, erklang im Haus ein fünftöniges Geläut. Dann näherten sich klappernd Absätze auf Marmor, schwere Riegel wurden zurückgeschoben. Eine weißhaarige Haushälterin öffnete die Tür und bat Andras herein. Er trat in einen Eingangsbereich mit Kuppeldecke und rosafarbenem Marmorboden, in dessen Mitte ein Intarsientisch mit einer chinesischen Vase voller Callas stand.

»Madame Hász ist im Wohnzimmer«, sagte die Frau.

Andras folgte ihr durch die Eingangshalle und einen Gang mit gewölbter Decke hinunter. Sie blieben vor einer Tür stehen, durch die er das Crescendo und Decrescendo von Frauenstimmen hörte. Andras konnte die einzelnen Worte nicht verstehen, aber es war ganz offensichtlich ein Streit: Eine Stimme wurde immer höher und schriller, dann wieder schwächer; die andere war anfangs ruhig, erhob sich, setzte nach und verstummte schließlich.

»Warten Sie kurz«, bat die Haushälterin und ging hinein, um Andras' Ankunft zu verkünden. Es folgte abermals ein kurzer Wortwechsel, als hätte der Streit etwas mit Andras zu tun. Dann kam die weißhaarige Frau wieder heraus und geleitete ihn in einen großen, hellen Raum, in dem es nach Blumen und gebutertem Toast roch. Auf dem Boden lagen rosa-goldene Perserteppiche, darauf standen weiße Damastessel, zwei lachsfarbene Sofas; auf einem niedrigen Tisch eine Schale mit gelben Rosen. Frau Hász hatte sich von ihrem Stuhl in der Ecke erhoben. An einem Sekretär am Fenster saß eine ältere Dame in schwarzer Witwentracht, das Haar mit einem Spitzentuch bedeckt. Sie hielt einen wachsversiegelten Brief in der Hand, den sie unter einen gläsernen Briefbeschwerer auf einen Bücherstapel legte. Frau Hász durchquerte das Zimmer, um Andras zu begrüßen. Ihre Hand war fest und kalt.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte sie. »Das ist meine Schwiegermutter, die ältere Frau Hász.« Sie wies mit dem Kinn auf die Dame in Schwarz. Die Frau war zierlich und hatte tiefe Falten im Gesicht, das Andras trotz seiner kummervollen Aura schön fand; die großen grauen Augen strahlten stillen Schmerz

aus. Er deutete eine Verbeugung an und grüßte förmlich: *Kezét csókolom*, ich küsse Ihre Hand.

Die ältere Dame nickte zur Erwidrerung. »Sie haben sich also bereit erklärt, József ein Paket zu bringen«, sagte sie. »Das ist sehr freundlich von Ihnen. Es gibt sicherlich schon genug, an das Sie denken müssen.«

»Nicht der Rede wert.«

»Wir werden Sie nicht lange aufhalten«, sagte Frau Hász. »Simon packt gerade die letzten Dinge ein. In der Zwischenzeit werde ich eine Kleinigkeit zu essen bringen lassen. Sie sehen halb verhungert aus.«

»Nein, bitte machen Sie sich keine Umstände!«, sagte Andras. Tatsächlich hatte ihn der verlockende Toastgeruch daran erinnert, dass er noch nichts gegessen hatte, doch er befürchtete, dass selbst die kleinste Mahlzeit in diesem Haus eine längere Zeremonie mit ihm unbekanntem Regeln erforderlich machen würde. Und er hatte es eilig: Sein Zug ging in drei Stunden.

»Junge Männer haben immer Hunger«, sagte Frau Hász und rief die Haushälterin zu sich. Sie gab ihr einige Anweisungen und schickte sie wieder davon.

Die ältere Dame erhob sich von ihrem Stuhl am Schreibtisch und machte Andras Zeichen, neben ihr auf einem der lachsfarbenen Sofas Platz zu nehmen. Er setzte sich, besorgt, seine Hose könne einen Fleck auf der Seide hinterlassen. Die ältere Frau Hász faltete ihre schmalen Hände im Schoß und fragte Andras, was er in Paris studieren werde.

»Architektur«, erwiderte er.

»Tatsächlich? Dann werden Sie ja ein Kommilitone von József an der Beaux-Arts sein, nicht?«

»Ich gehe auf die École Spéciale«, sagte Andras. »Nicht auf die Beaux-Arts.«

Die jüngere Frau Hász nahm auf dem gegenüberliegenden Sofa Platz. »Die École Spéciale?«, wiederholte sie. »Von der hat József noch nie gesprochen.«

»Das ist eher eine Handwerksschule als eine Hochschule wie die Beaux-Arts«, sagte Andras. »So habe ich es wenigstens ver-

standen. Ich habe ein Stipendium von Izraelita Hitközség. Eigentlich war es ein glücklicher Zufall.«

»Ein Zufall?«

Und Andras erzählte: Der Chefredakteur von *Vergangenheit und Zukunft*, der Zeitschrift, bei der er arbeitete, hatte Andras' Umschlagentwürfe für eine Ausstellung in Paris eingereicht – eine Werkschau junger mitteleuropäischer Künstler. Seine Arbeiten waren ausgewählt und ausgestellt worden; ein Professor von der *École Spéciale* hatte die Ausstellung gesehen und Erkundigungen über Andras eingeholt. Der Chefredakteur hatte dem Professor erklärt, dass Andras Architekt werden wolle, es aber für jüdische Studenten in Ungarn schwierig sei, einen Studienplatz zu bekommen: Ein längst überholter Numerus clausus, der die Zahl der jüdischen Studenten seit den Zwanzigerjahren auf sechs Prozent beschränkte, schwebte immer noch unheilvoll über den Universitäten. Der Professor von der *École Spéciale* hatte Briefe geschrieben und die Zulassungsstelle schriftlich ersucht, Andras einen Platz in einer Anfängerklasse zu geben. Der jüdische Gemeindeverband von Budapest, Izraelita Hitközség, hatte das Geld für Unterricht, Unterkunft und Logis aufgebracht. Es war alles innerhalb weniger Wochen über die Bühne gegangen, auch wenn es immer wieder ausgesehen hatte, als würde das Unternehmen doch noch ins Wasser fallen. War es jedoch nicht; Andras würde fahren. Sein Unterricht begann in sechs Tagen.

»Aha«, erwiderte die jüngere Frau Hász, als er zu Ende berichtet hatte, »was für ein Glück! Und dann auch noch ein Stipendium!« Doch bei den letzten Worten senkte sie den Blick, und Andras wurde von einer Empfindung aus seiner Schulzeit in Debrecen heimgesucht: eine unerwartete Scham, als sei er bis auf die Unterwäsche entkleidet. Nur wenige Male hatte er damals unter der Woche den Nachmittag bei Mitschülern verbracht, die in der Stadt wohnten, deren Väter Anwälte oder Bankiers waren und die keinen Schlafplatz bei armen Leuten hatten – Jungen, die nachts allein in ihrem Bett schliefen, die in gebügelten Hemden zur Schule kamen und jeden Tag zu Hause Mittag aßen. Einige Mütter dieser Jungen hatten Andras

beflissen mitleidig, andere angewidert distanziert behandelt. In ihrer Gegenwart hatte er sich nackt gefühlt. Jetzt zwang er sich, Józsefs Mutter anzuschauen und zu sagen: »Ja, es ist ein großes Glück.«

»Und wo werden Sie wohnen?«, fragte sie.

Andras rieb sich mit den feuchten Handflächen über die Knie.

»Im Quartier Latin vermutlich.«

»Aber wo werden Sie schlafen, wenn Sie ankommen?«

»Ich muss mich vor Ort noch um ein Zimmer kümmern.«

»Unsinn!«, sagte die ältere Dame und legte ihre Hand auf die von Andras. »Sie werden zu József gehen, das werden Sie tun.«

Die jüngere Frau Hász hüstelte und betastete ihr Haar. »Wir sollten keine Zusagen in Józsefs Namen machen«, sagte sie. »Vielleicht hat er keinen Platz für einen Gast.«

»Ach, Elza, du bist furchtbar hochnäsig«, sagte ihre Schwiegermutter. »Herr Lévi erweist József einen Dienst. Da wird er bestimmt ein Sofa für ihn erübrigen können, zumindest für ein paar Tage. Wir werden ihm heute Nachmittag telegrafieren.«

»Da kommen die Sandwiches«, sagte die Jüngere, sichtlich erleichtert über die Ablenkung.

Die Haushälterin schob einen Teewagen ins Zimmer. Neben dem Teeservice stand eine gläserne Kuchenplatte mit einem Berg von Sandwiches, so blass, als seien sie aus Schnee geformt. Am Fuß der Platte lag eine scherenähnliche Silberzange, wie zur Ermahnung, dass die Brote nicht für die Berührung von Menschenhand gedacht waren. Die ältere Dame griff zu der Zange und stapelte mehr Sandwiches auf Andras' Teller, als er selbst zu nehmen gewagt hätte. Als die jüngere Frau Hász sich ohne die Hilfe von Silberbesteck oder Zange ein Sandwich nahm, traute Andras sich auch, in eines hineinzubeißen. Es war mit Dill-Rahmkäse bestrichen, die Krusten waren abgeschnitten worden. Hauchdünne Scheibchen gelber Paprika waren der einzige Hinweis, dass das Sandwich von einem Ort innerhalb der Grenzen Ungarns stammte.

Während die jüngere Frau Hász Andras eine Tasse Tee einschenkte, ging ihre Schwiegermutter an den Schreibtisch und

zog ein weißes Kärtchen hervor, auf das sie Andras bat, seinen Namen und seine Anreisedaten zu notieren. Sie wollte József telegrafieren und ihn bitten, am Bahnhof auf Andras zu warten. Sie reichte ihm einen gläsernen Füllhalter mit einer filigranten zarten Goldfeder. Andras beugte sich über den niedrigen Tisch und schrieb die Angaben in seiner kantigen Druckschrift nieder, voller Angst, die Feder zu zerbrechen oder Tinte auf den Persterteppich zu tropfen. Stattdessen beschmierte er seine Finger, was er jedoch erst bemerkte, als er auf sein letztes Sandwich hinabsah und das Brot violette Flecke hatte. Er fragte sich, wie lange es noch dauern würde, bis dieser Simon, wer auch immer das war, mit der Kiste für József auftauchte. Von weit hinten im Flur war ein Hämmern zu hören. Andras hoffte, dass der Deckel jetzt zugenagelt wurde.

Die ältere Frau schien sich darüber zu freuen, dass Andras seinen Teller leer gegessen hatte. Sie schenkte ihm ein warmes, zugleich aber auch kummervolles Lächeln. »Dann werden Sie also das erste Mal in Paris sein.«

»Ja«, bestätigte Andras. »Das erste Mal im Ausland.«

»Lassen Sie sich nicht von meinem Enkel kränken«, sagte sie. »Er ist ein lieber Junge, wenn man ihn besser kennt.«

»József ist ein perfekter Gentleman«, fuhr die jüngere Frau Hász dazwischen und errötete bis unter die Haarwurzeln ihrer dicht gesteckten Locken.

»Es ist sehr freundlich von Ihnen, ihm zu telegrafieren«, sagte Andras.

»Aber nicht doch«, gab die Ältere zurück. Sie schrieb Józsefs Adresse auf eine andere Karte und reichte sie ihm. Kurz darauf betrat ein Mann in einer Butlerlivree den Salon mit einer riesigen Holzkiste in den Armen.

»Danke, Simon«, sagte die jüngere Frau Hász. »Sie können das hier hinstellen.«

Der Mann setzte die Kiste auf dem Teppich ab und zog sich zurück. Andras warf einen kurzen Blick auf die goldene Uhr über dem Kaminsims. »Vielen Dank für die Sandwiches«, sagte er. »Ich gehe jetzt besser.«

»Bleiben Sie doch noch einen Moment, wenn es Ihnen nichts

ausmacht«, sagte die Dame in Schwarz. »Ich möchte Sie bitten, noch etwas mitzunehmen.« Sie ging zum Schreibtisch und zog den versiegelten Brief unter dem Briefbeschwerer hervor.

»Entschuldigen Sie bitte, Herr Lévi«, sagte die jüngere Frau Hász peinlich berührt. Sie erhob sich, ging durchs Zimmer und legte ihrer Schwiegermutter die Hand auf den Arm. »Wir haben doch darüber gesprochen.«

»Dann werde ich mich nicht wiederholen«, gab die Ältere zurück und senkte die Stimme. »Nimm bitte deine Hand weg, Elza.«

Józsefs Mutter schüttelte den Kopf. »György wäre auch meiner Meinung. Es ist unklug.«

»Mein Sohn ist ein guter Mann, aber er weiß nicht immer, was klug ist und was nicht«, sagte die ältere Frau Hász. Vorsichtig entzog sie ihren Arm dem Griff der Schwiegertochter, kehrte zum lachsfarbenen Sofa zurück und reichte Andras das Kuvert. Darauf geschrieben waren der Name C. MORGENSTERN und eine Adresse in Paris.

»Das ist eine Nachricht für einen Freund der Familie«, sagte sie und sah Andras fest in die Augen. »Vielleicht halten Sie mich für übervorsichtig, doch aus gewissen Gründen möchte ich mich nicht so recht auf die ungarische Post verlassen. Es könnte etwas verloren gehen oder in die falschen Hände geraten, wissen Sie.« Sie wandte den Blick nicht von Andras ab, schien ihn zu bitten, nicht zu hinterfragen, was sie damit meinte oder was heikel genug sein mochte, um dieses Maß an Vorsicht notwendig zu machen. »Wenn Sie so freundlich sind, wäre es mir lieber, wenn Sie mit niemandem über den Brief sprächen. Insbesondere nicht mit meinem Enkel. Kaufen Sie einfach nur eine Marke und werfen Sie das Kuvert in einen Briefkasten, wenn Sie in Paris sind. Sie würden mir einen großen Gefallen tun.«

Andras schob den Brief in seine Brusttasche. »Keine Ursache«, sagte er.

Die jüngere Frau Hász stand steif neben dem Schreibtisch, die Wangen trotz des Puders gerötet. Eine Hand ruhte noch immer auf dem Bücherstapel, als könne sie den Brief durch den Raum an seinen vorherigen Platz zurückbeordern. Aber

es war nicht mehr zu ändern, das war offensichtlich; die Ältere hatte gewonnen, die Jüngere musste nun so tun, als wäre nichts Außergewöhnliches geschehen. Sie fing sich und glättete ihren grauen Rock, dann kehrte sie zu dem Sofa zurück, wo Andras saß.

»Nun«, sagte sie und faltete die Hände. »Dann haben wir unsere Geschäfte jetzt wohl abgeschlossen. Ich hoffe, mein Sohn wird Ihnen in Paris eine Hilfe sein.«

»Danke für alles«, sagte Andras. »Ist das die Kiste, die ich mitnehmen soll?«

»Ja, das ist sie«, sagte Józsefs Mutter und führte ihn darauf zu.

Die Holzkiste war groß genug für zwei Picknickkörbe. Andras hob sie an und machte einige schwankende Schritte auf die Tür zu.

»Du liebe Güte«, sagte Frau Hász. »Schaffen Sie das?«

Andras nickte stumm.

»Oh, nein! Sie dürfen sich nicht so anstrengen!« Sie drückte auf einen Schalter an der Wand, und kurz darauf erschien erneut Simon. Er nahm Andras die Kiste ab und marschierte durch die Haustür nach draußen. Andras folgte ihm, und die ältere Frau Hász begleitete ihn bis zur Auffahrt, wo der lange graue Wagen wartete. Offenbar wollten sie ihn darin nach Hause bringen. Es war eine englische Marke, ein Bentley. Andras wünschte, Tibor könne ihn sehen.

Józsefs Großmutter legte ihm eine Hand auf den Arm. »Vielen Dank für alles«, sagte sie.

»Ist mir ein Vergnügen.« Andras verbeugte sich zum Abschied.

Sie drückte seinen Arm und ging dann ins Haus; die Tür fiel lautlos hinter ihr ins Schloss. Als der Wagen anfuhr, sah Andras sich unvermittelt noch einmal nach dem Haus um. Er suchte die Fenster ab, ohne genau zu wissen, was er zu sehen erwartete. Dort rührte sich nichts, weder ein Vorhang noch der Schemen eines Gesichts hinter einer Scheibe. Andras stellte sich vor, wie die jüngere Frau Hász schweigend enttäuscht in den Salon zurückkehrte, während die ältere sich in die Tiefen hinter der butterfarbenen Fassade zurückzog und einen Raum betrat, dessen

prallgepolsterte Möbel sie zu ersticken drohten, ein Zimmer mit Fenstern, die einen trostlosen Ausblick boten. Andras drehte sich um und legte einen Arm auf die Kiste für József, dann nannte er zum letzten Mal seine Adresse auf der Hársfa utca.

2.

Der Westeuropa-Express

NATÜRLICH ERZÄHLTE ER TIBOR VON dem Brief; ein solches Geheimnis hätte er ihm nicht vorenthalten können. In ihrem gemeinsamen Schlafzimmer nahm sein Bruder den Umschlag und hielt ihn gegen das Licht. Er war mit rotem Siegelwachs verschlossen, in das die ältere Frau Hász ihr Monogramm gedrückt hatte.

»Was hältst du davon?«, fragte Andras.

»Romantische Verwicklungen«, sagte Tibor und grinste. »Die Marotten einer betagten Dame, dazu eine fixe Idee über die Unzuverlässigkeit der Post. Ein ehemaliger Liebhaber, dieser Morgenstern auf der Rue de Sévigné. Würde ich sagen.« Er reichte Andras den Brief zurück. »Jetzt bist du auch Teil dieser Liebesgeschichte.«

Andras schob den Brief in ein Fach seines Koffers und nahm sich vor, ihn nicht zu vergessen. Dann ging er zum fünfzigsten Mal seine Liste durch und stellte fest, dass es nichts anderes mehr zu tun gab, als nach Paris aufzubrechen. Um das Geld fürs Taxi zu sparen, ließ er sich mit Tibor einen Karren vom Lebensmittelhändler nebenan, und gemeinsam schoben sie Andras' Koffer und die riesige Kiste für József bis zum Nyugati-Bahnhof. Am Schalter gab es eine kurze Unstimmigkeit wegen Andras' Reisepass, der offenbar zu neu aussah, um echt zu sein; ein Ausreisebeamter musste konsultiert werden, dann ein noch höherer Beamter, schließlich sogar ein Ober-Beamter in einem mit goldenen Knöpfen verzierten Mantel, der ein kleines Zeichen an den Rand von Andras' Reisepass machte und die anderen Beamten tadelte, ihn von seiner Arbeit abgehalten zu haben. Wenige Minuten, nachdem die Sache mit den Papieren erledigt

war, hantierte Andras in seinem Lederranzen herum und ließ den Reisepass in den schmalen Spalt zwischen Bahnsteig und Zug fallen. Ein verständnisvoller Herr bot seinen Regenschirm an; Tibor schob den Schirm in den Spalt und bugsierte den Pass an eine Stelle, wo er ihn mit der Hand erreichen konnte.

»Ich würde sagen, jetzt sieht er benutzt aus«, sagte er, als er ihn herauszog und Andras reichte. Der Reisepass war verdreckt und an einer Ecke eingerissen, wo Tibor ihn mit dem Regenschirm aufgespießt hatte. Andras verstaute ihn diesmal sorgfältig, und die beiden gingen den Bahnsteig hinunter bis zur Tür des Waggons dritter Klasse, wo ein Schaffner mit rot-goldener Mütze die Reisenden in den Zug bugsierte.

»Nun«, sagte Tibor, »du gehst jetzt wohl besser auf deinen Platz.« Seine Augen hinter der Brille waren feucht, er legte Andras die Hand auf den Arm. »Pass von jetzt an gut auf deinen Ausweis auf.«

»Das werde ich«, sagte Andras, ohne Anstalten zu machen, in den Zug zu steigen. Die große Stadt Paris wartete; plötzlich war ihm schwindelig vor Angst.

»Alles einsteigen!«, rief der Schaffner und warf Andras einen Blick zu.

Tibor küsste Andras auf beide Wangen und drückte ihn lange Zeit an sich. Wenn sie als Kinder zur Schule gegangen waren, hatte ihr Vater ihnen immer die Hände auf den Kopf gelegt und das Reisegebet gesprochen, ehe er sie in den Zug steigen ließ; jetzt flüsterte Tibor die Worte leise vor sich hin: *Möge Gott deine Schritte zum Frieden leiten und dich vor aller Gefahr behüten. Er bewahre dich vor allem Unheil dieser Welt. Möge Gott bei allen, die dir begegnen, Freundlichkeit walten lassen.* Dann gab er Andras noch einen Kuss. »Du wirst als Mann von Welt zurückkommen«, sagte er. »Als Architekt. Dann kannst du mir ein Haus bauen. Ich verlass mich darauf, hörst du?«

Andras brachte kein Wort hervor. Er seufzte schwer und blickte auf den glatten Beton des Bahnsteigs, wo sich Reiseaufkleber ungezählter Nationen sammelten. Deutschland. Italien. Frankreich. Er fühlte sich mit seinem Bruder über die Gefäße, über das Gewebe verbunden, so als seien sie an der Brust zusammenge-

wachsen; die Vorstellung, dass Andras in einen Zug steigen würde, um von seinem Bruder fortgebracht zu werden, erschien ihm so falsch wie das Einstellen der Atmung. Der Schaffner pfiff.

Tibor nahm die Brille ab und drückte sich mit den Fingern in die Augenwinkel. »Genug jetzt«, sagte er. »Wir sehen uns bald wieder. Los mit dir.«

Irgendwann nach Einbruch der Dunkelheit stellte Andras fest, dass er durch das Fenster eine kleine Stadt sah, in der alle Straßenschilder und Geschäfte auf Deutsch beschriftet waren. Der Zug musste über die Grenze gehuscht sein, ohne dass Andras es bemerkt hatte; während er schlief, ein Buch mit Petöfi-Gedichten auf dem Schoß, hatten sie die landumschlossene Keimzelle Ungarns verlassen und die große weite Welt erreicht. Andras legte die Hände wie ein Fernglas an die Scheibe und suchte in den schmalen Straßen nach Österreichern, konnte aber keine entdecken; die Häuser wurden immer kleiner und lagen immer weiter auseinander, dann ging die Ortschaft in Landschaft über. Österreichische Scheunen, schummrig im Mondlicht. Österreichische Kühe. Ein österreichischer Karren, beladen mit silbrigem Heu. In weiter Ferne unter dem nachtblauen Himmel das dunklere Blau der Berge. Andras öffnete das Fenster ein paar Zentimeter; die Luft draußen war kühl und roch nach brennendem Holz.

Er hatte das sonderbare Gefühl, nicht zu wissen, wer er war, als hätte er die Landkarte seiner eigenen Existenz verlassen. Es war das genaue Gegenteil der Empfindung, die er immer hatte, wenn er von Budapest ostwärts nach Konyár fuhr, um seine Eltern zu besuchen; auf jenen Fahrten zu seinem Geburtsort hatte er das Gefühl, tiefer zu seinem Selbst vorzudringen, sich einem wesentlichen Kern zu nähern wie der reiskorngroßen Miniatur in der Mitte der russischen Matrjoschkapuppe, die bei seiner Mutter in der Küche auf der Fensterbank stand. Doch was sollte er jetzt in sich sehen, in diesem Andras Lévi, der mit dem Zug durch Österreich nach Westen fuhr? Vor der Abreise in Budapest hatte er kaum darüber nachgedacht, wie schlecht vorbereitet er für ein Abenteuer wie dieses war, ein fünfjähriges Studium an

einem Architekturkolleg in Paris. Wien oder Prag hätte er vielleicht gemeistert; er hatte immer gute Zensuren in Deutsch gehabt, die Sprache seit dem zwölften Lebensjahr gelernt. Aber es waren Paris und die *École Spéciale*, die ihn haben wollten, und jetzt würde er mit seinen zwei Schuljahren halb vergessenem Französisch zurechtkommen müssen. Andras kannte nur wenig mehr als ein paar Essensbezeichnungen, Namen von Körperteilen und lobende Adjektive. Wie alle Jungen an seiner Schule in Debrecen hatte er sich die französischen Wörter für die Sexstellungen gemerkt, die auf einem Satz alter Fotografien abgebildet waren, weitergereicht von einer Schülergeneration an die nächste: *croupade, les ciseaux, à la grecque*. Die Postkarten waren so alt und so gründlich betastet worden, dass die Abbildungen ineinander verschlungener Paare nur noch als silberne Geister sichtbar waren, und das auch nur, wenn die Karten in einem bestimmten Winkel zum Licht gehalten wurden. Was wusste Andras darüber hinaus vom Französischen – oder auch von Frankreich? Er wusste, dass das Land mit einer Seite ans Mittelmeer und mit einer anderen an den Atlantik grenzte. Er wusste ein wenig über die Truppenbewegungen und Schlachten im Großen Krieg. Natürlich kannte er die großen Kathedralen von Reims und Chartres; er kannte Notre-Dame de Paris und Sacré-Cœur, den Louvre. Aber das war alles, abgesehen von ein paar Kleinigkeiten. In den wenigen Wochen, die ihm zur Vorbereitung auf die Reise geblieben waren, hatte er einen altmodischen Sprachführer durchgearbeitet, billig erstanden in einem Antiquariat auf der Szent István körút. Das Buch musste aus der Zeit vor dem Großen Krieg stammen; es bot Übersetzungen für Sätze wie *Wo kann ich ein Pferdegespann mieten? Oder Ich bin Ungar, aber mein Freund ist Preuße*.

Am vergangenen Wochenende war Andras heim nach Konyár gefahren, um sich von seinen Eltern zu verabschieden. Bei einem Verdauungsspaziergang durch den Obstgarten hatte er plötzlich seinem Vater all seine Ängste gestanden. Er hatte eigentlich gar nichts sagen wollen; zwischen den Söhnen und ihrem Vater herrschte das stillschweigende Einverständnis, dass man sich als Ungar keinerlei Schwäche anmerken ließ, auch nicht in Krisen-

zeiten. Doch als sie zwischen den Apfelbäumen umhergingen und das kniehohe Gras zur Seite traten, war es aus Andras herausgebrochen. Warum, fragte er sich laut, sei ausgerechnet er unter all den Künstlern in der Pariser Ausstellung ausgesucht worden? Wie war das Zulassungsgremium der *École Spéciale* zu dem Schluss gekommen, dass gerade *er* diese Gunst verdient hatte? Selbst wenn seine Arbeiten gewisse Qualitäten besaßen – wer wollte denn sagen, dass er jemals wieder so etwas schaffen würde oder, wichtiger noch, dass er erfolgreich Architektur studieren könnte, ein völlig anderes Fach als alles, mit dem er sich bisher beschäftigt hatte? Bestenfalls, sagte er seinem Vater, sei er der Nutznießer falscher Hoffnungen, schlimmstenfalls ein schlichter Schwindler.

Sein Vater warf lachend den Kopf in den Nacken. »Ein Schwindler?«, sagte er. »Du, der mir mit acht Jahren Miklós Ybl vorgelesen hat?«

»Etwas zu mögen heißt noch lange nicht, auch gut darin zu sein.«

»Es gab eine Zeit, da studierten Männer Architektur, nur weil es ein edler Zeitvertreib war«, gab sein Vater zurück.

»Es gibt edlere Zeitvertreibe. Heilkunst beispielsweise.«

»Darin hat dein Bruder mehr Talent. Du hast ein anderes. Und jetzt hast du die Zeit und das Geld, um ihm nachzugehen.«

»Und was ist, wenn ich versage?«

»Ach was! Dann wirst du viel zu erzählen haben.«

Andras hob einen Ast vom Boden auf und schlug damit ins lange Gras. »Es kommt mir selbstsüchtig vor«, sagte er. »Auf Kosten von anderen in Paris zu studieren.«

»Glaub mir: Wenn ich es mir leisten könnte, würdest du auf meine Kosten fahren. Ich möchte nicht, dass du das als selbstsüchtig empfindest.«

»Was ist, wenn du dieses Jahr wieder eine Lungenentzündung bekommst? Das Sägewerk läuft nicht von allein.«

»Warum nicht? Ich habe einen Vorarbeiter und fünf gute Männer an den Sägen. Und Mátyás ist nicht weit, wenn ich noch mehr Hilfe brauche.«

»Mátyás, diese kleine Krähe?« Andras schüttelte den Kopf.

»Selbst wenn du ihn zu fassen bekommst, kannst du von Glück sagen, wenn er einen Handschlag tut.«

»Oh, ich könnte ihn schon ans Arbeiten bekommen«, sagte sein Vater. »Obwohl ich hoffe, dass es nicht nötig sein wird. Der kleine Taugenichts wird genug Mühe mit seinem Schulabschluss haben bei all den Torheiten, die er im letzten Jahr angestellt hat. Wusstest du, dass er sich einer Art Tanztruppe angeschlossen hat? Er tritt nachts in einem Club auf und verpasst morgens den Unterricht.«

»Ich hab's gehört. Noch mehr Grund für mich, nicht so weit weg zu studieren. Wenn er nach Budapest zieht, wird jemand auf ihn aufpassen müssen.«

»Es ist nicht deine Schuld, dass du nicht in Budapest studieren kannst«, sagte sein Vater. »Es sind die Umstände. Davon kann ich ein Lied singen. Aber man macht, was man kann mit dem, was man hat.«

Andras verstand, was sein Vater meinte. Er hatte das jüdische theologische Seminar in Prag besucht und wäre möglicherweise Rabbiner geworden, wenn sein eigener Vater nicht so früh gestorben wäre; zwischen zwanzig und dreißig war Andras' Vater von einer Kette von Schicksalsschlägen heimgesucht worden, die gereicht hätten, so manchen zur Verzweiflung zu bringen. Dann hatte das Schicksal eine so grundlegende Kehrtwendung vollführt, dass jeder im Dorf der Ansicht war, Andras' Vater müsse vom Allmächtigen ganz besonders bedauert oder begünstigt worden sein. Doch Andras wusste, dass alles Gute, was seinem Vater widerfahren war, das Ergebnis seiner harten Arbeit und schlichten Sturheit war.

»Es ist ein Segen, dass du nach Paris gehen kannst«, sagte sein Vater. »Besser, du kommst raus aus diesem Land, wo Juden sich wie Männer zweiter Klasse fühlen müssen. Ich kann dir allerdings versprechen, dass es nicht besser wird, wenn du fort bist, auch wenn wir hoffen wollen, dass es nicht schlimmer wird.«

Als Andras jetzt in einem verdunkelten Eisenbahnwaggon Richtung Westen fuhr, hallten diese Worte in seinem Kopf wider; er merkte, dass es noch eine andere Angst hinter den Ängsten gab, die er ausgesprochen hatte. Unwillkürlich dach-

te er an eine kürzlich gelesene Zeitungsmeldung über einen schrecklichen Zwischenfall einige Wochen zuvor in der polnischen Stadt Sandomierz: Mitten in der Nacht hatten Unbekannte Schaufenster im jüdischen Viertel eingeschlagen und in Papier gewickelte kleine Päckchen in die Geschäfte geworfen. Als die Ladeninhaber die Wurfgeschosse auspackten, entdeckten sie abgesägte Ziegenhufe. »Judenfüße« stand auf dem Papier.

In Konyár war noch nie etwas Vergleichbares geschehen; Juden und Nichtjuden lebten dort seit Jahrhunderten friedlich nebeneinander. Aber der Same war auch dort gesät, wie Andras wusste. In seiner Grundschule in Konyár nannten ihn seine Klassenkameraden Zsidócska, kleiner Jude; als sie gemeinsam zum Schwimmen gegangen waren, hatte er sich wegen seiner Beschneidung geschämt. Einmal hatten sie ihn festgehalten und versucht, ihm eine Scheibe Schweinewurst zwischen die zusammengebissenen Zähne zu schieben. Die älteren Brüder dieser Jungen hatten Tibor gequält, und als Mátyás zur Schule kam, lagen ihre jüngeren Geschwister bereits auf der Lauer. Wie würden diese Burschen aus Konyár, herangewachsen zu jungen Männern, die Nachrichten aus Polen aufnehmen? Was für Andras eine Gräueltat war, mochten sie als Gerechtigkeit oder Bestätigung auffassen. Er lehnte den Kopf gegen die kühle Fensterscheibe, blickte hinaus in die unbekannte Landschaft und war erstaunt, wie sehr sie der Tiefebene glich, wo er geboren war.

Der Bahnhof in Wien war großartiger als alles Vergleichbare, was Andras kannte. Die zehn Stockwerke hohe Fassade bestand aus Glasscheiben in einem Gitterwerk aus vergoldetem Eisen; die Träger waren mit Schnörkeln, Blumen und Engeln auf eine Weise verziert, die besser zu einem Boudoir als zu einem Bahnhof gepasst hätte. Andras stieg aus dem Zug und folgte dem Geruch von frisch gebackenem Brot bis zu einem Wägelchen, wo eine Frau mit einem weißen Häubchen salzbestreute Brezeln verkaufte. Doch sie wollte weder Pengő noch Franc annehmen. In ihrem eindringlichen Deutsch versuchte sie Andras zu erklären, was er tun müsse, und schickte ihn zum Geldwechselschalter. Die Schlange am Schalter wand sich bis um die Ecke. Andras

schaute auf die Bahnhofsuhr, dann auf den Stapel Brezeln. Es waren acht Stunden vergangen, seit er die leckeren Sandwiches im Haus auf der Benczúr utca gegessen hatte.

Jemand klopfte Andras auf die Schulter, und als er sich umdrehte, erblickte er den Herrn vom Nyugati-Bahnhof, der Tibor seinen Schirm geliehen hatte, um Andras' Reisepass zu retten. Der Mann trug einen grauen Reiseanzug und einen leichten Mantel; das stumpfe Gold einer Uhrenkette leuchtete auf seiner Weste. Er war groß und breitschultrig, das dunkle Haar wellenförmig von seiner hohen, kuppelförmigen Stirn zurückgekämmt. Er trug eine glänzende Aktentasche und eine Ausgabe von *La Revue du Cinéma* unterm Arm.

»Darf ich Ihnen eine Brezel schenken?«, fragte er. »Ich habe ein paar Schillinge.«

»Sie waren schon zu freundlich zu mir«, sagte Andras.

Doch der Mann trat vor und kaufte zwei Brezeln, und sie gingen zur nächsten Bank und setzten sich. Der Fremde zog ein Taschentuch mit eingesticktem Monogramm aus der Tasche und breitete es über seine Hosenbeine.

»Mir schmeckt eine frische Brezel besser als alles, was im Speisewagen angeboten wird«, sagte er. »Außerdem sind die Passagiere in der ersten Klasse meistens auch erstklassig langweilig.«

Andras nickte und aß schweigend. Die Brezel war noch warm, das Salz elektrisch auf der Zunge.

»Ich nehme an, Sie bleiben nicht in Wien«, sagte der Mann.

»Paris«, wagte Andras zu sagen. »Ich werde dort studieren.«

Der Mann richtete seine von tiefen Falten umgebenen Augen auf Andras und musterte ihn ausgiebig. »Ein zukünftiger Wissenschaftler? Ein Ritter des Rechts?«

»Architektur«, sagte Andras.

»Sehr gut. Eine praktische Kunst.«

»Und Sie?«, fragte Andras. »Wohin fahren Sie?«

»Genau dahin, wo auch Sie hinwollen«, erwiderte der Mann. »Ich leite in Paris ein Theater, das Sarah-Bernhardt. Obwohl es wohl zutreffender wäre zu sagen, dass das Sarah-Bernhardt mich leitet. Wie eine anstrengende Geliebte, muss ich fast sagen. Theater – das ist eine wirklich unpraktische Kunst.«

»Muss Kunst denn praktisch sein?«

Der Mann lachte. »Nein, das stimmt.« Und dann: »Gehen Sie oft ins Theater?«

»Nicht oft genug.«

»Dann müssen Sie mal ins Sarah-Bernhardt kommen. Zeigen Sie meine Karte an der Kasse vor und sagen Sie, ich hätte Sie eingeladen. Sie wären ein *compatriote* von mir.« Der Fremde zog eine Visitenkarte aus einem goldenen Etui und reichte sie Andras. *NOVAK Zoltán, metteur en scène, Théâtre Sarah-Bernhardt.*

Andras hatte schon mal von Sarah Bernhardt gehört, aber wusste nur wenig über die Schauspielerin. »Ist Madame Bernhardt dort aufgetreten?«, fragte er. »Oder ...«, noch zögerlicher, »... tritt sie noch auf?«

Der Mann faltete die Papierserviette seiner Brezel zusammen. »Früher«, sagte er. »Viele Jahre lang. Damals hieß es noch Théâtre de la Ville. Aber das war vor meiner Zeit. Madame Bernhardt ist schon lange tot, muss ich leider sagen.«

»Ich bin ein Ignorant«, sagte Andras.

»Ganz und gar nicht. Sie erinnern mich an meine Wenigkeit in jungen Jahren, als ich das erste Mal nach Paris ging. Sie werden zurechtkommen. Sie stammen aus einer guten Familie. Ich habe gesehen, wie Ihr Bruder sich um Sie gekümmert hat. Behalten Sie jedenfalls meine Karte. Zoltán Novak.«

»Andras Lévi.« Sie gaben sich die Hand, dann kehrten sie in ihre Waggon zurück – Novak in den Schlafwagen erster Klasse, Andras zum geringeren Komfort der dritten.

Die weitere Fahrt führte durch Deutschland, den Ausgangspunkt der um sich greifenden Angst, die Europa überzog. In Stuttgart gab es eine Verzögerung, ein technisches Problem, das behoben werden musste, weil der Zug sonst nicht weiterfahren konnte. Andras hatte inzwischen schrecklichen Hunger. Er hatte keine andere Wahl, als ein paar Franc in Reichsmark zu tauschen und sich etwas zu essen zu suchen. Am Wechselschalter musste er einer zahnlückigen Matrone in einem grauen Kittel ein Dokument unterschreiben, mit dem er versicherte, das eingetauschte Geld innerhalb der deutschen Grenzen auszugeben. Er fand ein

Café in der Nähe des Bahnhofs, wo er hoffte, ein Butterbrot zu bekommen, doch an der Tür hing ein kleines, handgeschriebenes Schild: *Juden unerwünscht*. Er blickte durch die Glastür auf ein junges Mädchen, das hinter der Kuchentheke saß und ein Heft mit Bildergeschichten las. Sie war höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, hatte ein weißes Tuch um den Kopf und eine schmale glitzernde Goldkette um den Hals. Sie hob den Blick und lächelte Andras an. Er machte einen Schritt zurück und schaute auf das Geld in seiner Hand – auf die Münzen mit dem Reichsadler –, dann über die Schulter zurück zu dem Mädchen im Café. Diese wenigen Reichsmark waren nur ein paar Tropfen im großen wirtschaftlichen Blutkreislauf dieses Landes, doch plötzlich wollte Andras sie nicht mehr haben; er wollte nicht essen, was man mit ihnen kaufen konnte, selbst wenn er einen Laden fände, wo Juden nicht *unerwünscht* wären. Schnell hockte er sich hin, vergewisserte sich, dass ihn niemand beobachtete, und warf die Münzen in den hallenden Schlund eines Gullys. Dann kehrte er zum Zug zurück, ohne etwas gegessen zu haben, und fuhr hungrig durch die letzten hundert Kilometer Deutschland. Auf den Bahnsteigen auch noch des kleinsten deutschen Bahnhofs flatterten Hakenkreuzfahnen im Luftstrom des Zuges. Die rote Flagge hing von den höchsten Stockwerken der Gebäude herunter, zierte die Markisen von Häusern, tauchte im Kleinformat in den Händen einer Kindergruppe auf, die auf einem Schulhof abseits der Bahntrasse marschierte. Als der Zug endlich über die Grenze nach Frankreich fuhr, hatte Andras das Gefühl, stundenlang den Atem angehalten zu haben.

Sie kamen durch hügelige Landschaft und kleine Fachwerkdörfer, dann durch die unendlichen flachen Vororte und schließlich durch die äußeren Arrondissements von Paris selbst. Es war zehn Uhr nachts, als sie den Bahnhof erreichten. Mit seinem Lederranzen und seiner Künstlermappe kämpfte sich Andras durch den Gang und hinaus auf den Bahnsteig. Auf der gegenüberliegenden Mauer prangten auf einem fünfzehn Meter hohen Wandbild ernste junge Soldaten beim Aufbruch in den Großen Krieg, die Augen ernst vor Entschlossenheit. An einer anderen Mauer hingen mehrere Banner, auf denen eine jüngere Schlacht

dargestellt war – in Spanien, wie Andras aus den Uniformen der Soldaten schloss. Unverständliche Worte knisterten in den Lautsprechern über ihm; auf dem Bahnsteig überlagerten das tiefe Summen des Französischen und das geträllerte Italienisch die harscheren Tonfälle von Deutsch, Polnisch und Tschechisch. Andras suchte die Menge nach einem jungen Mann in einem teuren Mantel ab, der nach jemandem Ausschau hielt. Er hatte weder um eine Beschreibung noch um ein Foto von József gebeten. Ihm war nicht in den Sinn gekommen, dass sie Probleme haben könnten, sich zu finden. Immer mehr Passagiere strömten auf den Bahnsteig, denen Pariser zur Begrüßung entgegenliefen, nur József tauchte nicht auf. Inmitten des Gewimmels erhaschte Andras einen Blick auf Zoltán Novak; eine Dame in einem pelzbesetzten Mantel und einem schicken Hut warf ihm die Arme um den Hals. Novak küsste die Frau und führte sie fort vom Zug, zwei Kofferträger folgten mit seinem Gepäck.

Andras holte seinen eigenen Koffer und die schwere Kiste für József ab. Er stand da und wartete, bis die Menschenmenge noch dichter wurde und sich dann allmählich lichtete. Noch immer trat kein forscher junger Mann auf ihn zu, um ihn einem Leben in Paris zuzuführen. Andras setzte sich auf die Holzkiste, ihm war plötzlich schwindelig. Er musste irgendwo übernachten. Er musste essen. In wenigen Tagen sollte er an der *École Spéciale* erscheinen und sein Studium aufnehmen. Er schaute hinüber zu den Türen mit der Aufschrift *SORTIE*, zu den Lichtern von Autos, die auf der Straße vorbeifuhren. Eine Viertelstunde verstrich, dann die nächste, ohne eine Spur von József Hász.

Andras griff in seine Brusttasche und zog die Karte heraus, auf welche die ältere Frau Hász die Adresse ihres Enkels notiert hatte. Mehr Angaben besaß er nicht. Für ein paar Francs rekrutierte er einen walrossgesichtigen Kofferträger, der ihm half, sein Gepäck und die Kiste in ein Taxi zu wuchten. Andras nannte dem Fahrer Józsefs Adresse, und sie fuhren los in Richtung Quartier Latin. Während der rasanten Fahrt plauderte der Taxifahrer ununterbrochen in ausgelassenem Französisch, von dem Andras kein Wort verstand.

Er bekam kaum mit, an welchen Sehenswürdigkeiten sie auf

dem Weg zu József Hász vorbeikamen. Nebelschwaden zogen durch das Licht der Straßenlaternen, nasses Laub schlug gegen die Scheiben des Taxis, goldbeleuchtete Gebäude huschten hastig vorbei; die Straßen waren voll von samstagabendlichen Nachtschwärmern, Männern und Frauen, die lässig die Arme umeinanderlegten. Das Taxi raste über die Seine, und kurz schwelgte Andras in der Vorstellung, sie überquerten die Donau, er sei zurück in Budapest, und in kurzer Zeit wäre er zu Hause in der Wohnung auf der Hársfa utca, wo er die Treppen emporsteigen und zu Tibor ins Bett krabbeln könnte. Doch dann hielt der Wagen vor einem Haus aus grauem Stein, und der Fahrer stieg aus, um das Gepäck auszuladen. Andras suchte nach weiterem Geld in seiner Tasche. Der Fahrer tippte sich an die Mütze, nahm die von Andras angebotenen Francs entgegen und sagte etwas, das wie das ungarische Wort *bocsánat* klang – es tut mir leid –, das er jedoch später als *bonne chance* entzifferte. Dann war das Taxi weg, und Andras blieb allein auf einem Bürgersteig des Quartier Latin zurück.

3.

Das Quartier Latin

DAS GRAUE SANDSTEINHAUS, in dem József Hász wohnte, hatte sechs Stockwerke mit hohen Fenstern und kunstvolle schmiedeeiserne Balkone. Aus dem obersten Stock schmetterte Hot Jazz hinunter, Kornett, Klavier und Saxofon duellierten sich direkt hinter den leuchtenden Fenstern. Andras ging zur Tür und wollte klingeln, doch sie war nicht verschlossen; im Vestibül stand eine Gruppe Mädchen in eng anliegenden Seidenkleidern, trank Champagner und rauchte Zigaretten mit Veilchenduft. Kaum eine würdigte Andras eines Blickes, als er sein Gepäck hereinschleppte und gegen die Wand lehnte. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er sich vorwagte und eines der Mädchen am Arm berührte. Es warf ihm einen schüchternen Blick zu und hob die nachgezogene Augenbraue.

»József Hász?«, fragte er.

Das Mädchen hob einen Finger und zeigte an den höchsten Punkt des ovalen Treppenhauses. »*Lá bas*«, sagte sie. »*En haut*.«

Er hievte sein Gepäck in den Aufzug und fuhr, so hoch es ging. Oben geriet er in ein Getümmel von Männern und Frauen, Zigarrettenrauch und Jazz; das gesamte Quartier Latin, so schien es ihm, hatte sich bei József Hász eingefunden. Er ließ seine Koffer im Flur stehen, betrat die Wohnung durch die offen stehende Tür und wiederholte seine Frage nach Hász bei verschiedenen, offensichtlich betrunkenen Gästen. Nach einer labyrinthischen Irrsuche durch Räume mit hohen Decken stand er plötzlich mit Hász selbst auf dem Balkon, einem großen, schlaksigen jungen Mann in einer samtenen Hausjacke. Hász' große graue Augen musterten Andras mit einem Ausdruck champagnerseliger Nach-

denklichkeit, er stellte eine Frage auf Französisch und hob sein Glas.

Andras schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber fürs Erste müssen wir mit Ungarisch vorliebnehmen«, sagte er.

József blinzelte ihn an. »Und was für ein Ungar bist du?«

»Andras Lévi. Der Ungar aus dem Telegramm deiner Mutter.«

»Was für ein Telegramm?«

»Hat deine Mutter kein Telegramm geschickt?«

»Ach, Herrgott, stimmt ja! Ingrid sagte, es sei eins gekommen.« József legte Andras eine Hand auf die Schulter, beugte sich durch die Balkontür und rief: »Ingrid!«

Ein blondes Mädchen in einem engen, paillettenbesetzten Kleid schob sich auf den Balkon und stemmte die Hand in die Hüfte. Es folgte ein rasanter Austausch auf Französisch, woraufhin Ingrid einen gefalteten Telegrammumschlag aus ihrem Oberteil zog. József holte das Papier hervor, las es, sah Andras an, las es erneut und bekam einen Lachanfall.

»Du armer Kerl!«, sagte er. »Ich sollte dich vor zwei Stunden am Bahnhof abholen!«

»Ja, so war es geplant.«

»Du wolltest mich bestimmt umbringen!«

»Will ich vielleicht immer noch«, sagte Andras. Sein Kopf pochte im Takt der Musik, seine Augen tränten, sein Magen krampfte vor Hunger. Ihm war klar, dass er nicht bei József Hász bleiben konnte, aber ebenso wenig konnte er sich vorstellen, jetzt nach draußen zu gehen und einen anderen Übernachtungs-ort zu suchen.

»Na, du bist ja bisher auch ohne mich ganz gut zurechtgekommen«, sagte József. »Jetzt bist du hier bei mir, und es ist genug Champagner für die ganze Nacht da und auch sonst alles in rauen Mengen, was dir gefallen könnte, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ich brauche nur eine stille Ecke zum Schlafen. Gib mir eine Decke und lass mich irgendwo liegen.«

»Hier gibt es leider nirgendwo eine stille Ecke«, sagte József. »Du wirst wohl etwas trinken müssen. Ingrid wird dir was be-

sorgen. Komm mit!« Er zog Andras in die Wohnung und überließ ihn der Fürsorge Ingrids, die die offenbar letzte saubere Champagnerflöte im Haus hervorzauberte und Andras ein großes funkelndes Glas voll einschenkte. Für Ingrid selbst reichte die Flasche; sie prostete Andras zu, gab ihm einen langen rauchigen Kuss und bugsierte ihn in das vordere Zimmer, wo ein Klavierspieler sich durch »Downtown Uproar« lavierte und die Gäste gerade anfangen zu tanzen.

Am Morgen erwachte er auf einem Sofa unter einem Fenster, die Augen mit einem Seidenhemdchen bedeckt, sein Kopf ein großer Wattebausch, das Hemd aufgeknöpft, die aufgerollte Jacke unter dem Kopf. Sein linker Arm war eingeschlafen und kribbelte. Jemand hatte eine Daunendecke über ihn gebreitet und die Vorhänge aufgezogen; ein Block aus Sonnenlicht fiel auf seine Brust. Andras starrte an die Zimmerdecke, wo sich das florale Muster eines Stuckmedaillons um den geriffelten Messingbaldachin einer Deckenleuchte wand. Ein Gewirr goldener Zweige wuchs vom Baldachin nach unten und trug kleine flammenförmige Glühbirnen. *Paris*, dachte er und stützte sich auf die Ellenbogen. Im Zimmer verstreut lag der Müll der Party, es roch nach abgestandenem Champagner und verwelkten Rosen. Andras erinnerte sich verschwommen an ein längeres Tête-à-tête mit Ingrid, dann an einen Trinkwettstreit mit József und einem breitschultrigen Amerikaner; danach wusste er nichts mehr. Sein Gepäck und die Kiste für József waren in die Wohnung geschafft und neben dem Kamin aufgestapelt worden. Hász selbst war nirgends zu sehen. Andras wälzte sich vom Sofa und wanderte durch den Flur zu einem weiß gefliesten Badezimmer, wo er sich über dem Waschbecken rasierte und in einer Wanne mit Löwenfüßen badete, die heißes Wasser direkt aus dem Hahn spendete. Anschließend zog er sich seine einzigen sauberen Wechselkleider an. Als er im großen Zimmer nach seinen Schuhen suchte, hörte er einen Schlüssel in der Tür. Es war Hász mit einem Karton von der Bäckerei und einer Zeitung. Er legte die Sachen auf den Couchtisch und sagte: »Schon so früh auf?«

»Was ist das?«, fragte Andras mit Blick auf das mit einem Band verschnürte Päckchen.

»Medizin für deinen Kater.«

Andras öffnete den Karton und entdeckte ein halbes Dutzend warmer Gebäckstücke in Wachspapier. Bis zu dem Moment hatte er sich nicht eingestanden, wie ausgehungert er war. Er hatte ein Schokoladencroissant und ein zweites zur Hälfte vertilgt, ehe ihm einfiel, auch seinem Gastgeber etwas anzubieten, der jedoch lachend ablehnte.

»Ich bin schon seit Stunden wach«, sagte József. »Ich habe bereits beim Bäcker gefrühstückt und die Zeitung gelesen. Spanien ist am Ende. Frankreich schickt immer noch keine Truppen. Aber es gibt zwei neue Schönheitsköniginnen, die um den Titel der Miss Europa antreten: die unwerfende dunkle Mademoiselle de Los Reyes aus Spanien und die geheimnisvolle Mademoiselle Betoulinsky aus Russland.« Er warf Andras die Zeitung zu. Zwei glatte, eiskalte Schönheiten blickten in weißen Abendkleidern aus den Fotografien auf der Titelseite.

»Mir gefällt die Spanierin«, sagte Andras. »Diese Lippen.«

»Sie sieht wie eine Nationalistin aus«, meinte József. »Mir gefällt die andere.« Er lockerte seinen orangefarbenen Seidenschal, lehnte sich auf dem Sofa zurück und legte die Arme auf die geschwungene Rückenlehne. »Sieh dir diese Wohnung an!«, sagte er. »Das Hausmädchen kommt erst morgen früh. Ich muss heute auswärts essen.«

»Du solltest deine Kiste aufmachen. Deine Mutter hat dir bestimmt etwas Leckeres geschickt.«

»Die Kiste! Die habe ich ganz vergessen.« József schleppte sie durchs Zimmer und stemmte den Deckel mit einem Schürhaken auf. Zum Vorschein kamen eine Dose mit Mandelplätzchen, eine Konserve mit Rugelach, eine weitere Dose, in die eine komplette Linzertorte gepackt war, ein Vorrat wollener Unterwäsche für den kommenden Winter, ein Päckchen Briefpapier mit Umschlägen, die bereits an seine Eltern adressiert waren, eine Liste von Cousins und Cousinen, bei denen József sich melden sollte, eine Aufzählung von Dingen, die er für seine Mutter besorgen sollte, darunter mehrere Teile intimer Damen-

unterwäsche und ein neues Opernglas, sowie ein Paar Schuhe, die sein Schuhmacher auf der Váci utca für ihn gefertigt hatte und mit dessen Können – wie József behauptete – keiner der hiesigen Flickschuster es aufnehmen konnte.

»Mein Bruder arbeitet in einem Schuhgeschäft auf der Váci utca«, sagte Andras und nannte den Namen des Ladens.

»Das ist ein anderer«, sagte József mit gewisser Herablassung. Er schnitt ein Stück von der Linzertorte ab, probierte es und erklärte es für perfekt. »Du bist ein guter Mann, Lévi, dass du diese Köstlichkeiten durch halb Europa geschleppt hast. Wie kann ich das wiedergutmachen?«

»Du könntest mir verraten, wie ich in Paris zurechtkommen soll«, sagte Andras.

»Willst du dafür wirklich Vorschläge von mir?«, fragte József. »Ich bin ein Taugenichts, ein Libertin.«

»Ich habe wohl keine andere Wahl«, sagte Andras. »Du bist der einzige Mensch, den ich in Paris kenne.«

»Ah! Du Glückspilz«, sagte József. Während sie die Linzertorte aus der Dose aßen, empfahl er Andras eine jüdische Pension, einen Laden für Künstlerbedarf und eine Studentenkantine, wo Andras günstig essen gehen konnte. József selbst verkehrte dort natürlich nicht – er ließ sich seine Mahlzeiten normalerweise von einem Restaurant auf dem Boulevard Saint-Germain schicken –, aber er hätte Freunde, die dort speisten und es ganz passabel fänden. Dass Andras an der École Spéciale eingeschrieben war und nicht an der Beaux-Arts, sei bedauerlich, weil sie so keine Kommilitonen wären, aber wahrscheinlich nur besser für Andras; József sei berüchtigt für seinen schlechten Einfluss. Und da sie nun das Problem gelöst hätten, wie Andras in Paris Fuß fassen könne, wolle er da nicht mit auf den Balkon kommen, um eine zu rauchen und seine neue Heimat zu bewundern?

Andras folgte József durch das Schlafzimmer zu den hohen Balkontüren. Es war ein kalter Tag, der Nebel der vergangenen Nacht war in einen feinen Nieselregen übergegangen; die Sonne eine silberne Münze hinter einer wollenen Wolkendecke.

»Bitte schön!«, sagte József. »Die schönste Stadt der Welt. Die Kuppel da, das ist das Panthéon, und da drüben ist die Sor-

bonne. Links siehst du St.-Étienne-du-Mont, und wenn du dich hier vorbeugst, kannst du ein Stück von Notre-Dame sehen.«

Andras legte die Hände auf die Brüstung und schaute auf das Meer grauer Gebäude, das sich unter dem kalten Nebelvorhang ausbreitete. Schornsteine drängten sich auf den Dächern wie exotische Vögel, und hinter einem Bataillon von Zinkmansarden schwebte der grüne Dunst eines Parks. Weit im Westen verschmolz der Eiffelturm mit dem Himmel. Zwischen Andras und diesem Wahrzeichen befanden sich Hunderte unbekannter Straßen, Tausende Geschäfte und Menschen; der Turm wirkte in der Ferne zerbrechlich vor den schiefergrauen Wolken.

»Und?«, fragte József.

»Ganz schön groß, was?«

»So groß, dass einem nie langweilig wird. Ich muss in ein paar Minuten wieder los. Bin zum Mittagessen mit einer gewissen Mademoiselle Betoulinsky aus Russland verabredet.« József zwinkerte und rückte seine Krawatte zurecht.

»Ah. Meinst du das Mädchen in dem Paillettenkostüm von gestern Abend?«

»Leider nicht«, erwiderte József, und ein Lächeln stahl sich in sein Gesicht. »Das ist eine völlig andere Mademoiselle.«

»Vielleicht kannst du mir eine abgeben.«

»Keine Chance, alter Junge«, sagte József. »Die brauche ich leider alle für mich.« Damit schlüpfte er durch die Balkontür und ging in das große Vorderzimmer zurück, wo er sich den orangefarbenen Seidenschal wieder um den Hals band und eine weite Jacke aus rauchfarbener Wolle anzog. Er nahm Andras' Mappe, Andras griff zu seinem Koffer, und gemeinsam fuhren sie mit dem Aufzug nach unten.

»Ich würde dich ja gerne zu dieser Pension bringen, aber ich komme schon zu spät zu meiner Verabredung«, sagte József, als sie das Gepäck auf dem Bürgersteig abstellten. »Hier ist das Geld fürs Taxi gestern. Nein, ich bestehe darauf! Und komm irgendwann mal auf ein Glas vorbei, ja? Sag mir Bescheid, wie du zurechtkommst.« Er klopfte Andras auf die Schulter, gab ihm die Hand und ging pfeifend in Richtung Panthéon davon.

Madame V, die Inhaberin der Pension, konnte Andras zwar einige sinnlose Brocken Ungarisch und viel unverständliches Jiddisch anbieten, aber keine Bleibe; mit Mühe machte sie ihm verständlich, er könne, wenn er wolle, auf der Couch im oberen Flur übernachten, doch eigentlich solle er sich besser sofort auf die Suche nach einer anderen Unterkunft machen. Immer noch benommen von der Nacht bei József, wagte sich Andras weiter ins Quartier Latin vor, mischte sich unter sorgfältig ungepflegte Studenten mit Segeltuchtaschen, Künstlermappen, Fahrrädern, Stapeln politischer Flugblätter, verschnürten Bäckereikartons, Einkaufskörben und Blumensträußen. Er kam sich zu schick angezogen und zugleich provinziell vor, obwohl er dieselbe Kleidung trug, in der er sich eine Woche zuvor in Budapest noch elegant und großstädtisch gefühlt hatte. Auf einer kalten Bank an einem trostlosen kleinen Platz durchkämmte er seinen Sprachführer nach den Worten für *Preis*, *Student*, *Zimmer* und *wie viel*. Doch es war eine Sache zu wissen, dass *chambre à louer* auf ein vermietbares Zimmer hinwies; an einer Tür zu klingeln und sich auf Französisch nach dem *chambre* zu erkundigen, war etwas vollkommen anderes. Andras schlenderte von Saint-Michel zu Saint-Germain, von der Rue du Cardinal-Lemoine zur Rue Clovis, verfluchte dabei immer wieder seine Unaufmerksamkeit im Französischunterricht und machte sich auf einem kleinen Block Notizen über die Lage verschiedener *chambres à louer*. Er war völlig erschöpft, bevor er den Mut aufbrachte, auch nur an einer Tür zu klingeln, und irgendwann nach Sonnenuntergang zog er sich geschlagen in die jüdische Pension zurück.

Während er in jener Nacht nach einer bequemen Position auf dem grünen Sofa im Flur suchte, stritten, rauchten, lachten und tranken um ihn herum junge Männer aus ganz Europa bis weit nach Mitternacht. Keiner von ihnen sprach Ungarisch, und niemand schien zu bemerken, dass ein Neuer in ihrer Mitte war. Unter anderen Umständen wäre Andras vielleicht aufgestanden und hätte sich zu ihnen gesellt, doch er war so müde, dass er sich unter seiner Decke kaum umdrehen konnte. Das Sofa, ein schlecht gepolstertes Möbel mit hölzernen Armlehnen, schien als Folterinstrument konstruiert zu sein. Als die Männer endlich zu

Bett gegangen waren, tauchten Ratten hinter der Wandvertäfelung auf, um ihren nächtlichen Aufräumarbeiten nachzugehen; sie liefen den Flur der Länge nach hinunter und stahlen das Brot, das Andras vom Mittagessen aufbewahrt hatte. Der Gestank von vermodernden Schuhen, ungewaschenen Männern und Bratfett verfolgte ihn bis in die Träume. Als er die Augen wieder öffnete, war er vollkommen zerschlagen und beschloss mürrisch, dass eine Nacht in diesem Loch mehr als genug war. Er würde an diesem Vormittag ins Quartier Latin gehen und beim ersten besten Haus klingeln, das ein Zimmer zur Miete anbot.

Auf der Rue des Écoles entdeckte er in der Nähe eines kleinen gepflasterten Platzes mit ausladender Kastanie ein Gebäude mit dem inzwischen vertrauten Schild im Fenster: *chambre à louer*. Andras klopfte an die rot gestrichene Tür, wartete mit verschränkten Armen und versuchte, die Nervosität in seiner Brust zu ignorieren. Die Tür ging auf, und zum Vorschein kam eine kleine, untersetzte Frau mit dichten Augenbrauen, die den Mund zu einem finsternen Ausdruck verzogen hatte; auf dem Nasenrücken ruhte ein schweres schwarzes Brillengestell, hinter dem ihre Augen winzig und fern wirkten, als gehörten sie zu einem anderen, kleineren Menschen. Ihr drahtiges graues Haar war an einer Seite platt gedrückt, als hätte sie gerade in einem Ohrensessel geschlafen. Sie stützte die Faust in die Hüfte und glotzte Andras an. Er nahm all seinen Mut zusammen, brachte in eindringlichen, falsch betonten Worten sein Anliegen vor und wies auf das Schild im Fenster.

Die Concierge verstand. Sie winkte ihn in einen schmalen gefliesten Korridor und führte ihn ein spiralförmiges Treppenhaus hinauf. An der Decke befand sich ein Oberlicht. Als es nicht höher ging, leitete sie ihn den Flur hinunter zu einer langen, schmalen Dachstube mit einem Eisenbett an der Wand; dazu eine Waschschale auf einem Holzständer, einen kleinen Bauerntisch und einen grünen Holzstuhl. Zwei Mansardenfenster gingen auf die Rue des Écoles; eins war geöffnet, und auf der Fensterbank lag ein leeres Vogelneest mit den Schalen von drei blauen Eiern. Die Concierge zuckte mit den Schultern und nannte den Preis. Andras kramte im Kopf nach französischen

Zahlwörtern und halbierte die Summe. Die Concierge spuckte auf den Boden, stampfte mit dem Fuß auf und beschimpfte Andras auf Französisch. Dann nahm sie sein Angebot an.

Und so begann es, sein Leben in Paris. Er hatte eine Bleibe, einen Messingschlüssel, eine Aussicht. Zum Blick aus seinem Fenster gehörten wie bei József das Panthéon und der blasse Kalksteinuhrenturm von St.-Étienne-du-Mont. Auf der anderen Straßenseite war das Collège de France, und schon bald würde er lernen, es als Wegweiser zu seiner Wohnung zu benutzen: *34 rue des Écoles, en face de Collège de France*. Am Ende des Häuserblocks befand sich die Sorbonne. Und weiter fort, am Boulevard Raspail, war die École Spéciale d'Architecture, wo am Montag der Unterricht beginnen würde. Nachdem Andras das Zimmer gründlich geputzt und seine Kleidung in eine Apfelkiste gepackt hatte, zählte er sein Geld und erstellte eine Einkaufsliste. Er ging einkaufen und besorgte ein Glas mit roter Johannisbeermarmelade, eine Packung billigen Tees, eine Tüte Zucker, ein Sieb, Walnüsse, ein kleines braunes Butterfass, ein Baguette und als einzigen Luxus ein kleines Stückchen Käse.

Was war es für eine Wohltat, den Schlüssel ins Schloss zu schieben und die Tür zu seinem eigenen Reich zu öffnen! Andras packte die Einkäufe auf die Fensterbank und breitete seine Zeichenutensilien auf dem Tisch aus. Er setzte sich, spitzte einen Bleistift mit dem Messer und skizzierte den Blick aufs Panthéon auf einer Blanko-Postkarte. Auf die Rückseite schrieb er seine erste Mitteilung aus Paris: *Lieber Tibor, ich bin da! Ich habe eine furchtbare Dachkammer gefunden; etwas Besseres habe ich gar nicht erhofft. Am Montag fängt die Schule an. Hurra! Liberté, égalité, fraternité! Alles Liebe, Andras*. Ihm fehlte nur eine Briefmarke. Er dachte, er könnte sich eine von der Concierge leihen; um die Ecke war ein Briefkasten. Als er sich genau zu erinnern versuchte, wo der Kasten stand, kam ihm stattdessen ein Umschlag in den Sinn, ein Wachssiegel, ein Monogramm. Er hatte das Versprechen vergessen, das er der älteren Frau Hász gegeben hatte. Ihr Schreiben an C. Morgenstern auf der Rue de Sévigné wartete noch immer in seinem Koffer. Andras zog ihn unter

dem Bett hervor, befürchtete schon, der Brief sei verschwunden, doch er steckte nach wie vor in dem Fach, in den er ihn geschoben hatte. Das Wachssiegel war unversehrt. Andras lief hinunter zur Wohnung der Concierge und bat mithilfe seines Sprachführers und einer Reihe eindringlicher Gesten um zwei Briefmarken. Nach kurzer Suche entdeckte er den *boîte aux lettres* und schob die Karte an Tibor hinein. Dann stellte er sich die Freude eines silberhaarigen Herrn vor, wenn die Post am nächsten Tag zugestellt würde, und warf den Brief von Frau Hász in das anonyme Dunkel des Kastens.

4.

École Spéciale

UM ZUR SCHULE ZU GELANGEN, musste Andras den Jardin du Luxembourg durchqueren, vorbei an dem kunstvollen Palais, dem Brunnen und den Beeten voll später Löwenmäulchen und Ringelblumen. Im Brunnen ließen Kinder schnittige Miniaturschiffchen segeln, und Andras dachte mit leicht empörtem Stolz an die Sperrholzboote zurück, die er und seine Brüder auf dem Mühlteich von Konyár hatten schwimmen lassen. Er sah grüne Bänke und gestutzte Linden, ein Karussell mit bunt bemalten Pferdchen. Auf der anderen Seite des Parks war eine Ansammlung von kleinen Hütten, die wie akkurate braune Puppenhäuser aussahen; als Andras näher kam, hörte er das Summen von Bienen. Ein verschleierter Imker beugte sich zu einem der Stöcke vor, seine qualmende Dose schwenkend.

Andras nahm die Rue de Vaugirard, vorbei an den Künstlerbedarfsgeschäften, den schmalen Cafés und einer Grundschule, wo es vor kleinen Mädchen nur so wimmelte, dann bog er in den breiten Boulevard Raspail mit seinen stattlichen Wohnhäusern ab. Er fühlte sich schon ein wenig mehr wie ein Pariser als bei seiner Ankunft. Er hatte seinen Zimmerschlüssel an einer Schnur um den Hals gehängt und eine Ausgabe von *L'Œuvre* unterm Arm. Seinen Schal hatte er so geknotet, wie er es bei József Hász gesehen hatte, und den Riemen seines Lederranzens trug er diagonal über der Brust, so wie es die Studenten im Quartier Latin machten. Sein Leben in Budapest – seine Stellung bei *Vergangenheit und Zukunft*, seine Wohnung auf der Hársfa utca, das vertraute Geräusch der Straßenbahnglocke – schien auf einmal zu einem anderen Universum zu gehören. In einem unerwarteten Anfall von Heimweh stellte er sich vor, wie

Tibor an ihrem angestammten Tisch vor ihrem Lieblingscafé saß, in Sichtweite das Denkmal von Jókai Mór, dem berühmten Autor, der den Österreichern bei der Revolution 1848 entkommen war, indem er die Kleider seiner Frau angezogen hatte. Weiter östlich, in Debrecen, kritzelte Mátyás vermutlich gerade irgendeinen Unsinn in sein Schulheft, während seine Klassenkameraden lateinische Deklinationen büffelten. Und was war mit seinen Eltern? Andras wollte ihnen am Abend schreiben. Vorsichtig betastete er die silberne Uhr in seiner Tasche. Sein Vater hatte sie vor seiner Abreise aufarbeiten lassen; es war ein schönes altes Stück, die Ziffern in spinnwebartigen Zeichen geschrieben, die Zeiger aus einem tiefblauen, schillernden Metall. Das Uhrwerk lief noch so gut wie zu Zeiten von Andras' Großvater. Er konnte sich erinnern, auf dem Knie seines Vaters gesessen und die Uhr aufgezogen zu haben, immer darauf achtend, die Feder nicht zu überdehnen; sein Vater, Glücks-Béla, hatte es als kleiner Junge genauso gemacht. Und jetzt befand sich diese Uhr im Paris des Jahres 1937, in einer Zeit, in der man zwölfhundert Kilometer an einem Tag zurücklegen konnte, eine telegraphierte Nachricht über das Kabelnetz innerhalb von Minuten am Ziel war und ein Funksignal noch viel schneller. Was für eine Zeit, um Architektur zu studieren! Die Gebäude, die Andras entwerfen wollte, würden wie Schiffe sein, in denen die Menschheit zum Horizont des zwanzigsten Jahrhunderts segelte, von der Landkarte herunter ins neue Jahrtausend.

Andras merkte, dass er am Tor der École Spéciale vorbeigegangen war und umkehren musste. Junge Männer drängten durch zwei hohe blaue Türen in ein graues neoklassizistisches Gebäude. Der Name der Schule war in den Stein des Gesimses gemeißelt. Die École Spéciale d'Architecture! Sie hatte ihn gewollt, hatte seine Arbeiten gesehen und ihn erwählt, und er war ihrem Ruf gefolgt. Andras sprang die Eingangstreppe hinauf und eilte durch die blauen Türen. An der Wand im Eingang befand sich eine Tafel mit dem goldenen Flachrelief zweier Männer: Émile Trélat, der Gründer der Schule, und Gaston Trélat, der seinem Vater als Direktor nachfolgte. Émile und Gaston Trélat.

Namen, die Andras nie vergessen würde. Er schluckte zweimal, glättete sein Haar und betrat das Sekretariat.

Die junge Dame hinter dem Schreibtisch war eine Gestalt wie aus einem Traum. Ihre Haut hatte die Farbe einer dunklen Haselnuss, ihr kurzes Haar glänzte wie Satin. Ihr Blick war freundlich, ihre dunkel umrahmten Augen schauten fest in die von Andras. Er kam nicht auf die Idee, etwas zu sagen. Noch nie hatte er eine so schöne Frau gesehen, noch nie war er im wirklichen Leben auf einen Menschen afrikanischer Abstammung gestoßen. Jetzt stellte diese wunderschöne junge schwarze Französin ihm eine Frage, die er nicht verstand, und er murmelte eines seiner wenigen französischen Wörter – *désolé* – und schrieb seinen Namen auf ein Stück Papier, das er über die Theke schob. Die junge Frau blätterte durch einen Stapel dicker Umschläge und zog einen hervor, auf den oben sein Name, LÉVI, in präzisen Blockbuchstaben gedruckt war.

Andras bedankte sich bei ihr in seinem ungelenkten Französisch. Keine Ursache, sagte sie lächelnd. Er wäre vielleicht einfach stehen geblieben und hätte sie weiter angestarrt, wären in dem Moment nicht mehrere Studenten hereinkommen, die die junge Frau begrüßten und sich über den Tresen lehnten, um sie auf die Wangen zu küssen. *Eh, Lucia! Ça va, bellissima?* Andras schlüpfte an ihnen vorbei, den Umschlag an seine Brust gedrückt, und ging auf den Korridor. Alle hatten sich unter dem Glasdach des Atriums versammelt, wo gerade die Ateliergruppen angeschlagen worden waren. Andras nahm auf einer niedrigen Bank Platz und öffnete seinen Umschlag, in dem er eine Kursliste fand:

COURS

HISTOIRE D'ARCHITECTURE
LES STATIQUES
ATELIER
DESSINAGE

PROFESSEUR

A. PERRET
V. LE BURGEOIS
P. VAGO
M. LABELLE

Alles ganz nüchtern, als sei es völlig natürlich, dass Andras diese Fächer unter der Anleitung berühmter Architekten studierte. Es

gab eine lange Liste notwendiger Literatur und Materialien und ein kleines weißes Kärtchen, handbeschrieben auf Ungarisch (von wem?), auf dem stand, dass Andras aufgrund seines Stipendiums berechtigt sei, sich seine Bücher und den Zeichenbedarf auf Kosten der Schule in einer Buchhandlung am Boulevard Saint-Michel zu beschaffen.

Andras las die ungarische Nachricht immer wieder aufs Neue, dann schaute er sich im Atrium um und fragte sich, wer wohl dafür verantwortlich sein mochte. Die Studentenumenge gab keinen Hinweis. Niemand sah auch nur entfernt ungarisch aus; hier waren nur hoffnungslos perfekte Pariser. Doch in einer Ecke stand ein Trio unsicher wirkender junger Männer eng beieinander und suchte ebenfalls das Atrium ab. Andras erkannte auf den ersten Blick, dass auch sie Neulinge waren, und die Namen auf ihren Ordnern legten nahe, dass es sich um Juden handelte: Rosen, Polaner, Ben Yakov. Grüßend hob Andras die Hand, und sie nickten ihm zu, eine Art schweigendes Erkennen. Der größte der drei winkte ihn herüber.

Rosen war ein schlaksiger Kerl mit Sommersprossen, widerspenstigem roten Haar und einem zaghafte sprießenden Ziegenbärtchen. Er legte Andras die Hand auf die Schulter und stellte ihm Ben Yakov vor, der Ähnlichkeit mit dem umwerfenden französischen Filmstar Pierre Fresnay hatte, und dann Polaner, zierlich und zartgliedrig, mit langen schmalen Fingern, das Haar akkurat kurz geschnitten. Andras begrüßte jeden und wiederholte ein ums andere Mal seinen Namen. Das Gespräch der jungen Männer lief in schnellem Französisch weiter, und Andras versuchte, den Sinn aufzuschnappen. Rosen schien der Anführer zu sein; er lenkte das Gespräch, die anderen hörten zu und antworteten. Polaner wirkte nervös, knöpfte unablässig den obersten Knopf seiner altmodischen Samtjacke auf und zu. Der hübsche Ben Yakov machte einer Gruppe junger Mädchen schöne Augen; eine von ihnen winkte herüber, er winkte zurück. Dann beugte er sich zu Polaner und Rosen vor und machte einen Witz, der nur anzüglich gewesen sein konnte, denn die drei prusteten los. Obwohl Andras Schwierigkeiten hatte, der Unterhaltung zu folgen, und sie sich kaum um ihn kümmerten,

verspürte er den deutlichen Wunsch, sie näher kennenzulernen. Als sie sich gemeinsam die Atelierlisten ansahen, freute er sich zu lesen, dass sie alle derselben Gruppe zugeteilt worden waren.

Nach kurzer Zeit begaben sich die Studenten nach draußen in den ummauerten Hof, wo hohe Bäume ihre Schatten auf Reihen von Holzbänken warfen. Ein Student trug ein Podest nach vorn zu einem kleinen gepflasterten Abschnitt, die anderen nahmen auf den Bänken Platz. Von der anderen Seite der Hofmauern drang das Brausen und Summen des Verkehrs herüber. Doch Andras war hier, saß neben drei Männern, deren Namen er kannte; er gehörte zu diesen Studenten, er gehörte auf diese Seite der Mauer. Er versuchte, dieses Gefühl bewusst wahrzunehmen, und stellte sich vor, Tibor und Mátyás davon zu schreiben. Doch noch ehe er sich eine Formulierung überlegen konnte, öffnete sich eine Tür an der Gebäudeseite, und ein Mann trat nach draußen. Er sah aus, als wäre er einmal Hauptmann beim Militär gewesen; er trug einen langen grauen Mantel mit rotem Futter, einen kurzen dreieckigen Bart und einen mit Wachs gewirbelten Schnäuzer. Seine schmalen Augen funkelten hinter einem Kneifer. In einer Hand hielt er einen Gehstock, in der anderen etwas, das wie ein unbearbeiteter grauer Stein aussah. Trotz des mit Sicherheit großen Gewichts des Brockens durchquerte dieser Mann den Hof mit aufrechtem Rücken und kriegerisch vorgerecktem Kinn. Er ging auf das Podest zu und legte den Stein mit einem dumpfen Laut darauf ab.

»*Attention!*«, brüllte er.

Die Studenten verstummten, schauten auf und drückten den Rücken durch, wie von unsichtbaren Fäden gezogen. Lautlos schlüpfte ein großer junger Mann in einem abgetragenen Arbeitshemd neben Andras auf die Bank und neigte den Kopf an sein Ohr.

»Das ist Auguste Perret«, sagte der Fremde auf Ungarisch. »Er war mein Lehrer, und jetzt ist er Ihrer.«

Andras schaute den jungen Mann überrascht und erleichtert an. »Sie haben die Notiz in meinem Päckchen geschrieben«, sagte er.

»Hören Sie zu«, flüsterte der Mann, »ich übersetze.«

Auguste Perret auf dem Podium hob den unbehauenen Stein mit beiden Händen hoch und stellte eine Frage. Laut Andras' Übersetzer lautete sie, ob jemand wisse, um was für ein Baumaterial es sich handle. Sie vielleicht, hier vorn? Beton, ja, das sei richtig. Stahlbeton, genau genommen. Wenn die Studenten ihre fünf Jahre an dieser Schule abgeschlossen hätten, wüssten sie alles über Stahlbeton, was es darüber zu wissen gebe. Warum? Weil er die Zukunft der modernen Stadt sei. Er würde Bauwerke ermöglichen, die an Höhe und Kraft alles überträfen, was bisher gebaut worden sei. Höhe und Kraft, ja; und Schönheit. Hier an der *École Spéciale* ließen sie sich jedoch nicht von Schönheit *verführen*, das überließe man gerne den privilegierten Söhnen an *dieser anderen Schule*. Jene Schule sei eine Einrichtung für Lebemänner, ein Ort, wo junge Burschen mit der Kunst der *dessinage* herumspielten; an der *École Spéciale* interessierte man sich für wahre Architektur, für Gebäude, in denen man wohnen konnte. Wenn die Entwürfe darüber hinaus auch noch schön seien, umso besser; doch sollten sie schön in einer Art sein, die zum Mann auf der Straße passte. Hier fänden sich nur jene Menschen wieder, die Architektur für eine demokratische Kunst hielten; die glaubten, dass Form und Funktion gleichermaßen wichtig seien; denn die Absolventen der *École Spéciale*, die Avantgarde, hätten die Fesseln aristokratischer Tradition abgeworfen und benutzten ihren eigenen Kopf. Jeder, der ein Versailles bauen wolle, solle sich nun erheben und durch jenes Tor dort gehen. *Die andere Schule* sei nur drei Métrostationen entfernt.

Der Professor hielt inne, schleuderte seinen Arm in Richtung des Tors, den Blick auf die Studentenreihen gerichtet. »*Non?*«, rief er. »*Pas un?*«

Niemand regte sich. Wie eine Statue stand Auguste Perret vor ihnen. Andras hatte das Gefühl, eine Figur auf einem Gemälde zu sein, bis in alle Ewigkeit gelähmt von Perrets Herausforderung. In den kommenden Jahrhunderten würde das Bild in Museen bewundert werden. Er würde für alle Zeiten auf der Bank sitzen, leicht diesem Mann mit dem Mantel und dem weißen Bart zugeneigt, diesem General unter den Architekten.